

traf. Denn er durfte hoffen, für seine beiden wichtigsten Behauptungen, er habe am Nordpol kein Land, sondern ein endloses, purpurfarbenedes Schnee- und Eisfeld angetroffen, überall Glauben zu finden. Die Mehrzahl der Geographen waren vor Cooks Abreise überzeugt, daß sich am Nordpol kein Land befinde, und Cook wußte das. Und warum sollte es am Nordpol nicht gewaltig ausgedehnte Schneefelder geben, da andere Polarforscher weit nach Süden ebenfalls solche angetroffen hatten? Es fragt sich also nur, ist Cook eines so groben Schwindels für fähig zu halten? Dr. Sewels muß somit zuletzt die Glaubwürdigkeit Cooks einer Prüfung unterziehen. Auffallend ist zunächst, daß Cook bisher nicht den geringsten Versuch gemacht hat, die in Grönland zurückgebliebenen Instrumente und Aufzeichnungen wieder zu erlangen. Aber Dr. Sewels kann davon absehen, da er die mala fides Cooks in drei Fällen unzweifelhaft nachzuweisen imstande ist: 1. In der Art und Weise, wie Cook seine fatale Äußerung über die Sonnenhöhe am Nordpol zu beschönigen sucht und dabei die Tatsachen wissenschaftlich falsch darstellt. 2. Cooks Bericht über die Herstellung jenes Schattentretzeis am Nordpol wird als frei erfunden nachgewiesen. 3. Endlich hat Cook die oben erwähnten unrichtigen Sextantenbeobachtungen im Laufe der Zeit natürlich als gegen ihn sprechend erkannt. Aber er weiß dem Übelstande abzuhelpen. Er änderte die Zahlenwerte der 1. Auflage seines Buches in den Auflagen von 1912 an, so daß der Fehler annähernd beseitigt ist.

Dr. Sewels faßt das Ergebnis seiner Untersuchung in die drei Sätze zusammen:

1. Cook ist nicht am Nordpol gewesen.
2. Um seinen Anspruch, am Nordpol gewesen zu sein, zu stützen, hat Cook wiederholt zur Lüge gegriffen.
3. Wie weit Cook nach Norden vorgebrungen ist, läßt sich heute noch nicht entscheiden.

Die verdienstvolle Schrift Dr. Sewels bietet für jeden Gebildeten eine anregende Lektüre, für den Geographen aber und für Studierende der Erdkunde ist sie auch wegen der methodischen Vortrefflichkeit überaus lehrreich und bildend. In Buchform herausgegeben, würde sie ohne Zweifel noch größern Absatz finden.

Alfred Götel S. J.

Vom deutschen Gemüt im Weltkriege.

Bücher tiefersten, gewichtigen Inhalts hat uns der Krieg in reicher Fülle gebracht. Mit all den wuchtenden Fragen der Zeit hat deutsche Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit sich auseinandergesetzt. Und gleichzeitig lohnte in der deutschen Dichtung ein gewaltiges Feuer himmelhoch empor. Aus der mächtig erschütterten Tiefe eines übervollen Herzens strömten donnernde Kriegsgeänge.

Ein erstaunliches, herzerquickendes Zeichen für die Weite des deutschen Geistes aber ist es, daß in dieser selben Zeit blutigen Ringens alte Schätze deutscher Romantik ihre Auferstehung feierten. Unsere Feldgrauen selbst, vom Geschützdonner umtost, sind es gewesen, die den Wunsch in die Heimat sandten: „Schickt

uns unsere deutschen Dichter und unsere deutsche Kunst in den Schützengraben!“ Die Münchener Universität hat den Ruf gehört, und in gemeinsamer Arbeit schufen ihre ersten Kräfte eine Kunstmappe, die wohl imstande ist, umflorte Augen zu erhellern und gedrückte Herzen weit zu machen. „Moriz v. Schwind und Karl Spitzweg, Bilder der Heimat“, steht auf dem Titel. Das erste Blatt trägt die Widmung: „Unsere Brüdern in fernen Landen und in den Lazaretten.“ Als eine Liebesgabe deutscher Hochschüler entsendet das Hest der Furcherverlag Berlin. Geheimrat Dr. Grauert als Rektor der Münchener Universität gibt ihm ein warm empfundenes Geleitwort mit auf den Weg, aus dem wir die nachstehenden Sätze herausheben:

„Aus den Bildern dieser Mappe spricht heimatliches Empfinden, Freude an der Natur und ihrem geheimnisvollen Weben und echter Humor in jenen köstlichen Formen zu uns, in welche gottbegnadete Künstler mit Meisterhänden sie zu kleiden verstanden. Moriz v. Schwind und Karl Spitzweg sind solche gottbegnadete Künstler, welche, der Menschheit geschenkt, doch vornehmlich zu unseren Herzen, zu unserer Seele sich den Eingang öffnen. Über unser Gemüt verbreiten ihre Schöpfungen harmonische Ruhe und sonnigen Glanz.“

„Wir in der Heimat und Ihr dort draußen in fernen Landen, wir fühlen uns im Anschauen dieser unvergleichlich poesievollen Bilder wie durch einen magischen Strom miteinander verbunden. Die Mappe übermittelt euch unsere heißesten Grüße und besten Wünsche.“

Zu jedem der 16 Bilder, wovon 12 farbig, schrieb Geheimrat Dr. Wölfflin in seiner feinen, vielsagenden Art eine kurze Erläuterung: Andeutungen sind es, die zum Weitersinnen und eigenen Finden einladen.

Führen uns Schwind und Spitzweg zurück in die Romantik vergangener Tage, so springt ein anderes poesiedurchhauchtes Büchlein mutig in die kriegerische Gegenwart. „Märchen in Feldgrau“ nennt es sich und ist erschienen bei E. Schwann in Düsseldorf. Zwei deutsche Frauen, Julie Ermler und Martha Ebeling, bieten hier eine ganz eigenartige Gabe. In der düstigen Form des Märchens treten die furchtbaren Geschehnisse des Krieges vor den Leser; das Erschreckende und Gewaltige ist mit echt dichterischer Kraft umgesetzt in reine Poesie. Überschriften wie „Das Kriegsteufelchen“, „Nittas Töchter“, „Der neutrale Topf“, „Die Dampfwalze“, „Die drei Möwen“, lassen den zauberischen Inhalt ahnen. Wahre Kabinettsstückchen in ihrer feinsinnigen, zarten Art sind „Brüderchen und Schwesterchen“ („I. Als sie sich nicht vertrugen. — II. Wie sie zusammenhielten“) und „Die Kriegssee“ (= die Kriegsfürsorge).

Prof. Dr. Friedr. zur Bonsen sagt nicht zuviel, wenn er im Geleitwort bemerkt: „Allegorische Märchen, poetisch eingekleidete Geschichte möchten wir den ganzen Märchenkranz nennen. Aus der Geschichte holt die Dichterin den Stoff, aus der Phantasie die Gestaltung, aus dem Verschmelzen beider die hohe, reizvolle Wirkung. Der Gegensatz zu dem rein phantastischen Wesen des eigentlichen Volksmärchens ergibt sich von selbst; aber auch die Grimms würden, wenn sie noch lebten, ihre Freude haben an diesen prächtigen Märchenbildern. So unendlich viele dichterische Töne das gewaltige Erleben unserer Zeit auch hat er-

flingen lassen: eine Form wie diese „Märchen in Felsgrau“ ist nirgends sonst erfunden. Das ist echte Poesie; sie meistert Dinge, die der poetischen Behandlung scheinbar ganz und gar widerstreben.“

Einen ganz eigenen, neuen Wert gibt dem Buche der künstlerische Bildschmuck. Nicht die abgegriffenen, farb- und ausdruckslosen Schemen anderer Märchenbücher, sondern Schattentriffe von schlagender Kraft und vollendeter Sicherheit, die sich ebenbürtig neben die besten Leistungen Konewkas stellen. Sie zu betrachten ist ein Genuß für sich. An einer Vignette wie dem Anfangs-E der „Drei Möwen“ oder an der Versöhnung von „Brüderchen und Schwesterchen“ muß jeder Kunstfreund seine Freude haben.

Und wenn wir von der Dichterin noch erfahren möchten, an wen die feldgrauen Kinder ihrer Muse denn gesandt seien, so gibt sie uns die Antwort in der einleitenden Erzählung:

„Es war einmal eine trübe, schwere Zeit auf der Erde. Die glänzende Freuden Sonne war erloschen, und die Sternlein der Liebe und des Mitleids verblaßten immer mehr. . . . Wie schneidender Hagel fielen Schmerz und Leid auf die Erde, die mit kostbarem Herzblood gerötet war. Das war der große Krieg.

„Freudlos und kammerschwer zogen die Menschenkinder ihre rauhe Straße. Jeder hatte sein Notsäcklein auf dem Rücken und quälte sich hoffnungslos durch den Staub der Alltagsorgen. Das Lächeln, das sonst wie eine leuchtende Brunnenfee am Rande der Menschenaugen geseßen, war tief hinabgestiegen in den dunklen Schacht. Dafür zogen gleich Perlen zitternde Wasserbläschen herauf und fielen als Tränlein über den Rand. . . .“

Am Wegrand standen die Märchenkinder. Aber von den kummerbeladenen Menschen wollte keiner sie mehr kennen und anreden. Da aber die Märchenkinder die Menschen lieb haben, waren sie betrübt und wollten ihnen in der Not helfend und tröstend zur Seite stehen. Aber keines wußte Rat. Die Menschen wollten ja auch gar nichts mehr von ihnen wissen.

„Aschenbrödel hatte inzwischen immer noch die müden Wanderer gemustert. Da sagte es plötzlich: ‚Seht ihr auch, wieviele Menschen jetzt ein graues Kleid anhaben? Und das scheinen sogar die Vornehmen zu sein. Die andern Menschen machen ihnen Platz und rücken sogar den Hut. Und die meisten Grauen haben Kinderlein und Blumen bei sich.‘ „Ah“, rief da der kluge Hänsel, „ich hab’s! Wißt ihr was? Wir hängen uns auch ein graues Mäntelchen um und laufen mit ihnen. Vielleicht grüßen sie uns dann auch und rücken den Hut. Und wenn sie uns erst mal wieder hören, dann behalten sie uns schon.“ Gesagt, getan! Flugs legte jeder ein feldgraues Mäntelchen über, und trab, trab ging’s hinter den Menschenkindern drein. Aschenbrödel, das ja meist ein graues Röcklein getragen, war’s am schnellsten gewohnt und ging voraus, und die andern taten’s ihm nach. Verwundert sahen die Menschen sie an und fragten sie zweifelnd: ‚Zu wem kommt ihr denn eigentlich, zu den Kleinen oder zu den Großen?‘ „Zu beiden“, sicherten die kleinen Schmuggler in Felsgrau, „aber die Kleinen dürfen uns das graue Mäntelchen abziehen.“ Und bald waren sie in den vordersten Reihen, sprangen über den Berg und liefen sogar bis zum undurchdring-

lichten Walde, durch Stechpalmen und Brombeeren, hinein in die Schützengräben. Mir nichts, dir nichts krochen sie in den Unterstand, setzten sich auf Kisten und Fässer und manchmal auch auf ein Fußschemelchen. Sie lachten den verdutzten Soldaten ins Gesicht und riefen ihnen vergnügt zu: „Grüß Gott, Kameraden, nimm's nicht übel. Wir leben auch noch und haben jetzt auch des Königs Rock angezogen. Wir sind ja Königskinder, und grau ist jetzt vornehm.“

Mögen sie recht viele Freunde finden, die kleinen Feldgrauen, im Schützengraben und im Bazarett, in Familie und Schule, überall, wo Kindesinn und deutsches Gemüt noch nicht gestorben sind! Wilhelm Leblanc S. J.

Grundsätzliches zu Moslos Schillerroman.

„Als Dichter liebe ich den Mann, aber als Mensch ist mir Schiller noch unendlich viel lieber“, schreibt der jüngere H. Voß in einem seiner Briefe aus Weimar, und er hat diese Wertschätzung in den begeistertsten Wendungen wiederholt ausgesprochen. Voß kannte als Hausfreund der Schillerschen Familie aus vertrautem Umgange den edlen Dichter, und seine feinen Beobachtungen und die freundlichsten Eindrücke finden ohne jede Nebenabsicht in den vertraulichen Schreiben lebhaften Widerhall. So zeichnet er die äußere Erscheinung des so aufrichtig verehrten väterlichen Freundes mit dem „wirklich majestätischen Wuchs, dem schönen, freien, aber etwas eingesunkenen und bleichen Antlitz, der, solange man ihn ruhig sieht, finster und ernst scheint, dessen Gesicht aber, durch eine freundliche Rede in Tätigkeit gesetzt, durchaus herzlich und liebevoll ist“. Ein andermal schildert er den „liebenswürdigen Hausvater“ im Kreise der Seinen, wie er mit der zärtlichsten Vaterliebe an seinen Kindern hängt und mit der vorsorglichsten Anhänglichkeit seine so treu ergebene Gattin geradezu verehrt. Auch im geselligen Verkehr mit seinen Freunden stellt er gelegentlich den Dichter bei den verschiedensten Veranlassungen dar; da habe der sonst so ernst gesetzte Denker ganz „unbefangen, offen, teilnehmend, heiter, ja ausgelassen fröhlich“ sein können. Am eindrucksvollsten aber berichtet Voß über den leidenden Schiller, an dessen Krankenbett er eilichmal wachen durfte. „Goethe“, schreibt er vergleichend, „ist ein etwas ungestümer Kranter, Schiller aber die Sanftmut und Milde selber. Nie war sein Mut gebeugt, nicht einmal war er launisch und unwillig.“

Alle diese gelegentlichen Äußerungen stammen aus den Jahren 1804 und 1805, also aus der letzten Zeit vor Schillers Lebensende. Daß der Dichter sich erst allmählich zu dieser wohlthuenden Abgeklärtheit emporgerungen hat, bezeugt kein anderer als er selbst in einem Schreiben an seinen Freund Körner, das man die kürzeste Lebensschilderung aus Schillers eigener Feder nennen könnte:

„Mit welcher Beschämung, die nicht niederbrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selber zernichtet. Tief, bester Freund, habe ich das empfunden, und in der allgemeinen feurigen Gärung meiner Gefühle haben sich Kopf